

48]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Ein ungeheures Granitgebäude ragte vor ihnen empor; es war weit von der Straße zurückgelegt und nahm einen ganzen Block ein. Beim Schein der Kampenlaterne konnte Jurgis sehen, daß es Türme und Giebel hatte, wie ein feudales Schloß. Er dachte, daß der junge Mensch sich geirrt haben müsse. Aber er folgte ihm schweigend, und sie gingen Arm in Arm die hohe Treppe hinauf.

„Da is' irntwo'n Knopf, aller Knabe,“ sagte Master Freddie. „Halt mich am Arm fest, derweil ich 'n suche. Ruhig — wart' mal — ach ja, da isser schon. Gerettet!“

Es klingelte, und nach wenigen Sekunden wurde die Haustür geöffnet. Ein Mann in blauer Livree hielt sie auf und starrte stumm wie eine Bildsäule geradeaus. Sie standen einen Augenblick blinzelnd im Licht. Dann zerrte der junge Mann Jurgis vorwärts, sie traten ein, und der blaue Automat schloß die Tür hinter ihnen. Jurgis hatte heftiges Herzklopfen. Die Stelle, wo sie standen, war schwach erleuchtet; aber er blickte in eine ungeheure Halle hinein, deren Säulen oben in der Dunkelheit verschwanden, während sie am jenseitigen Ende in eine gewaltige Treppe überging. Der Fußboden aus Marmormosaik war spiegelblank, und von den Wänden lösten sich seltsame Gestalten ab, umhüllt von riesigen Portieren in fatten, harmonischen Farben; auch Bilder schimmerten auf wunderbare Weise aus dem Dämmerlicht hervor.

Der Mann in Livree war schweigend auf sie zu gekommen. Master Freddie nahm den Hut ab und reichte ihn ihm; dann ließ er Jurgis' Arm los und versuchte, aus seinem Meberzieher herauszukommen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es mit Hilfe des Lakaien. Währenddessen war ein anderer Mann erschienen, eine große stattliche Persönlichkeit mit unsagbar feierlicher Miene. Er ging direkt auf Jurgis zu, der ängstlich zurückwich. Er packte ihn ohne weiteres beim Arm und schleppte ihn auf die Tür zu. Da erscholl plötzlich Freddie's Stimme: „Hamilton, mein Freund wird bei mir bleiben.“ — Der Mann blieb stehen und ließ Jurgis' Arm fahren. „Komm mir mit, aller Knabe,“ sagte der andere, und Jurgis schickte sich an, ihm entgegenzugehen. — „Master Frederick!“ rief der Mann aus. — „Sorgen Sie dafür, daß die Drofschke 'ezahlt wird,“ verjegte der andere, indem er Jurgis einhakte. Der große Mann in Uniform gab dem anderen einen Wink, und dieser ging hinaus, während er seinem jungen Herrn und Jurgis folgte. Sie gingen durch die ungeheure Halle hindurch und wandten sich dann nach links. Zwei riesige Türen lagen vor ihnen.

Der Mann rollte sie auseinander. Das Auge verlor sich in einem großen dunklen Raum. „Licht!“ kommandierte Master Freddie; der Haushofmeister drückte auf einen Knopf, und sofort strömte ein strahlendes weißes Licht von oben herab und blendete Jurgis fast. Er starrte verwundert um sich, und ganz allmählich wurde ihm klar, daß er sich in einem großen Saal befand, von dessen gewölbter Decke das Licht herabstrahlte, während die Wände mit riesigen Gemälden bedeckt waren. Dann wanderten seine Blicke zu dem langen Tisch hinüber, der mitten im Saal stand, schwarz wie Ebenholz und schimmernd von Gold und Silber. In seiner Mitte stand eine ungeheure getriebene Schale mit schimmernden Farnkräutern und seltenen roten und purpurnen Orchideen, die von einem in ihrer Mitte verborgenen Licht erglüheten.

„Das ist das Eckzimmer,“ bemerkte Master Freddie. „Wie gefällt es Dir, he, alter Knabe?“ — Er bestand jedesmal darauf, eine Antwort auf seine Fragen zu bekommen, indem er sich an Jurgis anlehnte und zu ihm emporlächelte. Es gefiel Jurgis sehr gut. — „Aber 'n verwünscht ungemeinliches Lokal, um ganz allein drin zu futtern,“ sagte Freddie. Dann fiel ihm etwas anderes ein, und er fuhr ohne sich zu unterbrechen fort: „Wleich haste noch nie — hiä — so 'was gesehen? Was, alter Kerl?“ — „Nein,“ sagte Jurgis. — „Komm's v'leich vom Lande, was?“

„Ja,“ sagte Jurgis. — „Aha! Dachtichmir! Masse Leute vom Lande haben so 'was noch nichesehen. Mein Alter

läßt sie 'rein — ganz umsonst — gerade wie 'n Zirkus! Geh'nachhause und — hiä — erzählen den Menschen davon. Haus vom alten Jonas — Jonas, dem Pachherrn — Fleischtruff — Mann. — Verdammte alte Schurken! Schon je von Jonas gehört, alter Knabe, — vonnem großen Pachherrn Jonas?“

Jurgis war unwillkürlich zusammengefahren. Der andere, dessen scharfen Augen nichts entging, fragte sofort: „Wahsteden, was? Schon vonim gehört?“ — Und Jurgis stammelte mühsam: „Ich habe auf seinen Schlachthöfen gearbeitet.“

„Was?“ schrie Master Freddie, indem er eine Art Zücker ausstieß: „Du? Auf den Schlachthöfen? So, ho! Na, das mußte sagen, dassis gut! Ich muß Dir die Hand schütteln, alter Knabe. Schade, daß mein Alter nichabei is. Sehr gut Freund mitten Leuten, mein Alter — Arbeit un' Kapital, gemeinschaft'ge Zut'ressen unallsowas. Hamilton, ich muß Dich bekannt machen — Freunderfamilie — arbeitet auf'm Schlachthof. Istkommen, umnen Abend bei mir zuzubringen, Hamilton, — woll'n mal orntlichen Gumpen schwingen. Mein Freund, Master — wieistedem, alter Knabe?“ — „Rudfus — Jurgis Rudfus.“ — „Mein Freund, Master Rudnose, Hamilton — gibbindehand.“

Der hochmütige Haushofmeister neigte den Kopf, ohne etwas zu sagen; und plötzlich zeigte Freddie eifrig mit dem Finger auf ihn. „Ich weiß, wasihnfehlt, Hamilton. Sie glauben — hiä — Sie denken, daß ich betrunken, was?“ — Und der Haushofmeister beugte wieder das Haupt. „Ja, Sir,“ sagte er, worauf Master Freddie sich noch fester an Jurgis' Hals klammerte und in lautes Gelächter ausbrach.

„Hamilton, Sie verwünschter alter Rader,“ brüllte er, „ich werse wegen Frechheit aukem Diens jagen, — warraftig, das verrichtun! So, ho, ho!“ — Die anderen beiden warteten, bis er sich beruhigt hatte, um zu sehen, was ihn denn für ein Einfall kommen werde. „Was wollense denn nun tun? Wiste, daß ich Dich im Haus 'rumführe, sowie mein Alter, — un' Dir alles zeige? Salon Louis Kings — Louis Säz — Stühle für dreitausendas Stück. Ballsaal — Galeriefäulen aus — hiä — besond'res Schiff 'rübergelommen — achtundsechzigtausend! Plafond in Rom gemalt. Un' denn diese Stube — Silberchale — Venvento Cellini — verdrehte alte Chose! Annie Orgel — dreißigtausend' Dollar, mein Zunge — lahi mal spielen, Hamilton. Nein, lassenjemur — hab' ja ganz vergessen — sagterhat Hunger, Hamilton — lassense uns 'n bißchen Abendbrot servieren. Aber — hiä — nichierunten — komm mit nach oben, alter Freund. Hamilton, wir woll'n allerand kaltes hab'n — un' Sekt — das-jemernich'n Sek' vergessen! Und 'n bißchen vonnem Achzehn-dollar-Madeira. Hörenjewoll, Sie?“

„Ja, Sir,“ sagte der Haushofmeister, „aber Master Frederick, Ihr Vater hat befohlen —“ — Aber Master Frederick richtete sich zu seiner ganzen statlichen Länge auf. „Mein Vater hat mir seine Befehle — hiä — gegeben, unnich Ihnen,“ sagte er. Dann klammerte er sich fest an Jurgis' Nacken und taumelte aus dem Zimmer hinaus.

Sie gingen Stufe für Stufe die große Treppe hinauf; oben schimmerte ihnen aus dem Dämmerlicht eine am Brunnen lauernde Nymphe entgegen — eine entzückende Gestalt, deren Fleisch warm und zart wie das Leben aussah. Sie standen jetzt in einer gewölbten Halle, auf welche eine Anzahl von Türen mündete. Der Haushofmeister war ihnen gefolgt; jetzt drückte er auf einen Knopf, und sofort erstrahlte die Halle in blendendem Licht. Er öffnete eine Tür und drückte abermals auf einen Knopf, als sie ins Zimmer hineinstolperten. Dieser Raum war als Studierzimmer eingerichtet. In der Mitte stand ein Mahagonitisch, der mit Büchern und Rauchutensilien bedeckt war; die Wände waren mit Universitäts-trophäen decoriert. Eine Ecke war auf persische Manier eingerichtet, mit einem ungeheuren Baldachin und einer juwelenbesetzten Ampel darunter. Eine offenstehende Tür führte zu einem Schlafzimmer, und dahinter befand sich ein Schwimmbassin aus edelstem Marmor, das etwa vierzigtausend Dollar gekostet hatte.

Master Freddie blieb einen Augenblick stehen und sah sich um; da kam aus dem Nebenzimmer ein Hund heraus,

eine riesige Bullhodge, das schrecklichste Geschöpf, das Jurgis je vor Augen gekommen war. „Hallo, Dewey!“ rief sein Herr. „Hast du bissel geschlafen, alter Junge? Na, na — hallo, was isenun los?“ (Der Hund furrte Jurgis an.) „Aber Dewey, das is ja mein Freund Mr. Rednose — alter Freund von Papa —!“ — Master Freddie sank in einen der behaglichen Lehnstühle, und der Hund kroch darunter; er knurrte nicht wieder, aber er verwandte kein Auge von Jurgis. Er war vollkommen nüchtern, der Admiral!

Der Haushofmeister hatte die Tür geschlossen und stand daneben, indem er jede Bewegung beobachtete, die Jurgis machte. Jetzt nahten draußen Schritte, und als er die Tür öffnete, erschien ein Lakai mit einem Klapptisch, gefolgt von zwei Leuten mit zugedeckten Tablett. Sie standen wie Bildsäulen, während der erstere den Tisch deckte und den Inhalt der Tablett darauf zurechtstellte. Da gab es kalte Pasteten und dünne Scheiben Fleisch, winzige Butterbröte, von denen man die Rinden entfernt hatte, eine Schüssel mit zerteiltem Pfirsich und Sahne (im Januar), allerlei kleine Kuchen, und ein halbes Duzend geistlicher Weinflaschen.

„Das is was für Dich!“ rief Master Freddie triumphierend, als er die Flaschen erblickte, „kommeran, alter Knabe, kommeran!“ — Er setzte sich an den Tisch; der Diener zog eine Flasche auf, und er nahm sie und schenkte sich rasch hintereinander drei Gläser voll ein, die er auf einen Zug hinterstürzte. Dann atmete er tief auf und rief Jurgis nochmals zu, er möge heranrücken.

Master Freddie bemerkte, daß die Diensthofen ihn in Verlegenheit setzten, und nickte ihnen zu. „Sie können gehen,“ sagte er.

Sie gingen alle, bis auf den Haushofmeister. — „Sie können auch gehen, Hamilton,“ sagte er. — „Master Frederick —“ begann dieser. — „Gehen Sie!“ rief der junge Mensch zornig. „Zum Donnerwetter, können Sie nicht hören?“

Der Mann ging hinaus und machte die Tür zu. Master Frederick wandte sich wieder zum Tische zurück. „Nun also los!“ sagte er. — Jurgis blidte ihn zweifelnd an. „Los!“ rief der andere. „Zeig', wasste kannst.“

So fing Jurgis denn an, ohne sich weiter zu zieren. Er aß wie mit zwei Schaufeln, sein Messer in der einen und seine Gabel in der anderen Hand; als er einmal begonnen hatte, überwältigte ihn sein Heißhunger und er hielt nicht inne und hörte nicht auf, bis er alle Teller geleert hatte. „Donnerwetter!“ sagte der andere, der voller Verwunderung zusehen hatte. Dann reichte er Jurgis die Flasche hinüber. „Nun laß mal sehen, was Du trinken kannst,“ sagte er; und Jurgis nahm die Flasche und setzte sie an die Lippen, und ein seltsames, unirdisches, flüssiges Entzücken rann in seinen Hals hinein, prickelte jeden Nerv und erfüllte ihn mit Wonne. Er trank die Flasche bis auf den letzten Tropfen aus, und dann stieß er ein langgedehntes „A—h!“ aus.

„Guter Stoff, was?“ sagte Freddie verständnisvoll; er hatte sich in seinem großen Sessel zurückgelehnt, schob den Arm unter den Kopf und starrte Jurgis an. Und Jurgis starrte ihn an. Er trug einen tadellosen Frackanzug, unser Freddie, und sah außerordentlich hübsch aus. Er lächelte Jurgis vertrauensvoll an und begann dann wieder weiterzuplaudern. Diesmal redete er ohne aufzuhören zehn Minuten lang, und im Laufe seiner Reden erzählte er Jurgis seine ganze Familiengeschichte. Sein großer Bruder Charles war in die harmlose Maid verliebt, die im „Kalis von Kamtschatka“ die Rolle der „kleinen Sternängigen“ gab. Er war im Begriff gewesen, sie auf der Stelle zu heiraten, aber der „Alte“ hatte geschworen, ihn zu enterben, und hatte ihm eine Summe geschenkt, die jeden Menschen geradezu erschüttern mußte, und das hatte selbst der „kleinen Sternängigen“ Tugend erschütter. Nun hatte Charlie Univeritätsferien und befand sich im Automobil auf einer Reise, die fast ganz dasselbe war wie eine Hochzeitsreise. Der „Alte“ hatte auch gedroht, noch eins seiner Kinder zu enterben, seine Tochter Gwendolen, die einen italienischen Marchese mit einer ganzen Schnur von Titeln und einem Duellrekord geheiratet hatte. Sie lebten auf einem Schloß, oder vielmehr sie hatten da gelebt, bis er angefangen hatte, die Frühstückschüsseln nach ihr zu werfen; dann hatte sie per Kabel um Hilfe gerufen, und der alte Herr war hinübergefahren, um sich nach den Bedingungen seiner Gnaden zu erkundigen. Und so kam es, daß Freddie ganz allein geblieben war, und das mit kaum zweitausend Dollar in der Tasche! Freddie war empört und war keineswegs geneigt, so mit sich spaßen zu lassen.

So schwächte der vergnügte Jüngling immer weiter, bis er ganz müde wurde. Er lächelte Jurgis noch einmal freundlich an und schloß dann schläfrig die Augen. Wohl fünf Minuten lang blieb Jurgis regungslos sitzen, indem er ihn anstarrte. Einmal rührte er sich und sofort knurrte der Hund; von da an wagte er kaum mehr zu atmen, — bis nach einiger Zeit die Tür ging und der Haushofmeister leise hereinkam. Er ging auf den Fußspitzen auf Jurgis zu und schnitt ein grimmiges Gesicht; und Jurgis stand auf und wich zurück, ebenfalls mit grimmiger Miene. So gelangte er bis an die Wand, und dann trat der Haushofmeister ganz nahe an ihn heran und deutete auf die Tür. „raus mit Ihnen!“ flüsterte er. Jurgis schwankte und warf einen Blick auf Freddie, der leise schnarchte. „Wenn Sie's tun, Sie Hundesohn, Sie,“ zischelte der Haushofmeister, „dann schlag' ich Ihnen das Gesicht zu Brei, eh' Sie aus dem Hause kommen!“

Und Jurgis schwankte nur noch einen Moment. Er sah „Admiral Dewey“ hinter dem Manne heranschleichen und leise knurren, um die Drohungen zu unterstützen. Da gab er nach und ging auf die Tür zu. Sie gingen lautlos hinaus. An der Haustür machte er Halt, und der Haushofmeister kam mit langen Schritten auf ihn zu. „Hände in die Höhe!“ herrschte er ihn an. Jurgis trat einen Schritt zurück und ballte seine eine gesunde Faust. „Wo zu?“ rief er; und dann begriff er, daß der Mensch seine Taschen durchsuchen wollte, und sagte: „Der Teufel soll Sie holen, eh' ich das tue!“

„Wollen Sie ins Gefängnis?“ fragte der Haushofmeister in drohendem Tone. „Ja werde die Polizei —“ — „Holen Sie meinethwegen die Polizei!“ brüllte Jurgis in wilder Wut. „Ja habe nichts angerührt in diesem verdammten Hause, und ich dulde nicht, daß Sie mich anrühren!“ — Da ging der Haushofmeister, der in Todesangst war, daß sein junger Herr erwachen werde, rasch auf die Haustür zu und riß sie auf. „raus mit Ihnen!“ sagte er, und dann, als Jurgis hindurchging, verfezte er ihm einen heftigen Fußstoß, so daß er im Lauffschritt die Stufen hinunterflog und unten im Schnee liegen blieb.

25.

Jurgis erhob sich, außer sich vor Wut; aber die Tür war geschlossen, und der große Palast war dunkel und uneinnehmbar. Dann spürte er den eisigen Wind und eilte mit raschen Schritten von dannen. Als er wieder still stand, geschah es, weil er sich wieder in belebteren Straßen befand und seine Aufmerksamkeit zu erregen wünschte. Trotz der letzten Demütigung klopfte ihm das Herz vor Triumph. Er hatte doch gewonnen bei dem Spiel. Von Zeit zu Zeit fuhr er mit der Hand in die Tasche, um sich zu überzeugen, daß der Hundertdollarschein noch da war. Er war aber doch in einer üblen Lage. Jurgis ging eine halbe Stunde umher und dachte nach. Den Schein in einem Logierhaus wechseln zu lassen, hätte sein Leben in Gefahr gebracht, — er wäre sicherlich noch in derselben Nacht beraubt oder wohl gar ermordet worden. Er konnte in ein Hotel oder auf irgend einen Bahnhof gehen und den Schein wechseln lassen, aber was würden die Leute denken, wenn ein Bummeler wie er mit einem Hundertdollarschein ankäme? Er wäre sicherlich verhaftet worden; und was für eine Geschichte sollte er dann erzählen? Die einzige andere Möglichkeit, die er sich ausdenken konnte, bestand darin, daß er sein Glück in einem Schanklokal versuchte. Er konnte ja damit bezahlen, um es gewechselt zu bekommen.

Er sang an, im Vorübergehen in die Lokale hineinzupähen; er ging bei mehreren vorbei, weil sie zu voll von Menschen waren, — schließlich, als er eins entdeckte, in dem sich der Anwärter gerade ganz allein befand, ballte er in plötzlicher Entschlossenheit die Hände und ging hinein. „Können Sie mir einen Hundertdollarschein wechseln?“ fragte er. Der Aufwärter war ein großer, heiserer Mensch mit dem Unterkiefer eines Preiskämpfers und einem dreiwöchentlichen Stoppelbart. „Wo haben Sie den her?“ fragte er ungläubig. — „Das kann Ihnen ganz egal sein,“ versetzte Jurgis. „Ja habe ihn und möchte ihn gewechselt haben. Ich will Sie gern dafür bezahlen.“ — Der andere starrte ihn prüfend an. „Zeigen Sie 'n 'mal her!“ sagte er. Da kam Jurgis langsam und vorsichtig auf ihn zu; er nahm den Schein heraus und hielt ihn unschlüssig in der Hand, während der andere ihn über den Schenkelfisch herüber mit feindseligen Augen anstarrte. Schließlich reichte er ihn hinüber.

Der andere nahm ihn und betrachtete ihn aufmerksam.

„Gut,“ sagte er schließlich, indem er den Fremden ansah und in Gedanken abschätzte, — ein zerlumpter, überfrierender Bagabund, ohne Mantel, und mit einem Arm in der Binde — und ein Hundertdollarschein! „Wollen Sie etwas kaufen?“ fragte er endlich.

(Fortsetzung folgt.)

Vom „heiligen“ Krieg in Deutsch-Afrika.

Von Ernst Kreowski.

Gustav Frenssen hat sich nach dem außergewöhnlichen Erfolg seiner Romane „Sörn Uhl“ und „Hölligkeit“ einen neuen Zummelplatz für sein dichterisches Schöpfungstalent erwählt. Es ist Südwest-Afrika und der Guerillakrieg, den dort deutsche Truppen auf Kosten des Volkes seit mehreren Jahren zu führen gezwungen sind. Man muß sagen, daß kaum ein anderes Thema so „zeitgemäß“ ist, als dieses. Mit dem gleichen Recht läßt sich freilich auch behaupten, daß kein anderes Problem für die dichterische Behandlung so heikel ist. Denn um all jene kriegerischen Ereignisse poetisch einzufangen, war die denkbar zarteste Rücksicht gegen jegliche staatspolitische Einsichtlosigkeiten zu üben, denen wir das ganze jämmerliche Schauspiel auf afrikanischem Boden verdanken. Wie leicht konnte da der Dichter Indiskretionen begehen und zu Fall geraten! Dazu war all sein papierner Ruhm bei den „oberen Zehntausend“ verwirrt. Oder aber, er beging eine panegyrische Schönfärberei, um der herrschenden Klasse zu schmeicheln — dann brachte er sich unsehbar um jedweden Kredit bei der geistig und politisch aufgeklärten Mehrheit des Volkes. Nun, Gustav Frenssen hat beide Klippen zu meiden gewußt. Als theologisch geschulter Dialektiker — und als klug abwägender Poet. Das Motto aus der Odyssee:

„Grolle dem Sänger doch nicht, daß er singt von dem Leid der Völker!
Solchem Liebe ja geben den Preis vor andern die Menschen,
Welches, die Hörer umschwebend, das jüngst Geschickne verkündet.“

erklärt, warum „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1906. Geheftet 2 M., geb. 3 M.) geschrieben wurde. Frenssen läßt einen holländischen Schmiedegesellen als dreijährigen Freiwilligen zum Seebataillon und dann im Anfang seines zweiten Dienstjahres als freiwilligen Kolonialsoldaten mit nach dem südwestafrikanischen Kriegsschauplatz gehen. Was folgt ein simpler Schütztruppser aufgewecktem Sinn und einiger Intelligenz dort vernimmt und erlebt, schildert hier nun Peter Moor durch den Mund des Dichters, mit dem er gleichsam zu einer Person verwachsen ist. „Ein Feldzugsbericht“ soll es sein: einfach, sonder Annäherung, aber auch ohne Schminke und Parteilichkeit — nichts mehr. Peter Moor war, bis er Soldat wurde, Arbeiter in der Werkstatte seines Vaters gewesen. Daneben ging er abends in die Gewerbeschule und bekam auch zweimal einen ersten Preis. Im übrigen besitzt er Augen, die klar in die Welt sehen, Ohren, die hören, und leidet nicht an Befangenheit. In ihm ist kaum ein Funke Abenteuerlichkeit. Er geht nach Afrika mit, um fremde Länder und Menschen zu sehen. Natürlich macht er sich exotische Vorstellungen, wie ja andere auch, träumt von Palmenwäldern, Löwen, Affenherden, Antilopenrubeln und dergleichen. Die mehrwöchige Seefahrt ermüdet ihn nicht. Voll Bewunderung sieht er Riesendampfer und Dreimaister vorbeisaulen. Bei Kap Teneriffa bestaunt er „das Wunder, das Gott hier mitten ins weite Wasser und unter die brennende Sonne gestellt“ hat, mit ergriffenem Gemüt. „Es ist ein Wunder, wie groß die Welt ist“, und was doch die Menschen für Kraft und harten Willen in sich haben, „daß sie so in die Ferne fahren und dort leben, handeln, forschen und herrschen wollen“, bekemmt Peter Moor naiv. Und so geht es weiter einen Tag um den anderen, eine Woche um die andere. Aber auch auf Schiff beobachtet er alle Vorgänge und Erscheinungen ganz genau. Je mehr man südlich kommt, desto unerträglich empfindet man das heiße Klima. Als das Endziel noch immer in weiter Ferne bleibt, werden die jungen Krieger ungeduldig. Ei, wenn der Feldzug schon zu Ende, bevor sie landen? Schließlich kommt Swakopmund in Sicht. „Gegen Mittag wich der Nebel und wir sahen am Himmelsrande einige große Dampfer liegen, und dahinter einen endlosen Streifen rötlichweißer Sanddüne aus dem Meere herausragen.“ Die erste Enttäuschung! „Da standen alle und staunten und sprachen ihre Meinung aus. Viele sahen still und ernst nach dem ungasstlichen, öden Lande; andere spotteten und sagten: „Eines solchen Landes wegen so weit zu fahren!“ Dann kam die Ausbootung der Mannschaft. Kein Empfang, kein Mensch dort, der nur einen freudlichen Gruß, geschweige denn Freude geäußert hätte, eher sah man gleichgültige, ja spöttische Miene. Zweite Enttäuschung. Nun ging's per Bahn — ach und was für ein primitives Ding! — landeinwärts. Stundenlang immer bergan, und „nichts da, als weißgelbe Sanddünen“. . . . Nach etwa 50 Kilometer Entfernung vom Meere änderte sich das Landschaftsbild. „Dicht vor uns stand ein ungeheures, schrecklich wildes Gebirge.“ Welche Zerküftung, und welche Nacht! „Wir sahen keinen Strauch, nicht

einmal einen Grassalm und kein Tier.“ Und durch diese Wildnis fuhr man noch die nächste Nacht durch bis in den folgenden Nachmittag hinein — mit schußbereitem Gewehr. Der Hunger stellte sich ein, die Exotikationen waren schon ausgegangen. „Aber viel schlimmer als der Hunger war der Durst.“ Und gerade er ist ja der stete Begleiter der Afrikaner! Fürchtbareres gibts nicht, als ihn. Nirgends sprudelnde Wasserquellen. Höchstens hier und da, aber oft mehrere Tagereisen entfernt, kleine Wasserlachen mit ungenießbarer Flüssigkeit angefüllt. Endlich war man aus dem unwirtlichen Gebirge heraus. Nun würden doch die Palmenwälder kommen — so hoffte man. Aber nichts kam, als eine sandige Hochebene mit grobem gelblichem trockenem Grase, und darin „standen dornige Büsche, bald lichter, bald dichter, anfangs nur manns hoch, dann drei und vier Meter hoch. Sie standen zuletzt so dicht, daß sie mit den Kronen aneinander stießen“. Aber weit dahinter stachen vereinzelt hohe Bergkegel aus der sandigen Hochebene empor — doch keine Wälder und keine Seen. Nichts. Alles nur Phantastie- und Nebelbilder. Mittlerweile bewegte man sich aber schon in der Feldzugszone. Da ein Grab gefallener deutscher Matrosen, dort zerhörte Farmen, Bahnhofsgebäulichkeiten. Und was man von schweren Gefechten, schweren Verlusten, aber auch von der „Grausamkeit“ der Schwarzen, die gut schossen mit guten Gewehren, welche sie von deutschen und englischen Händlern gekauft, oder die sie „unseren Magazinen oder unserer Toten abgenommen“ — zu hören bekam, war wahrlich nicht ermutigend. Es sollte noch viel, viel schlimmer kommen — im Felde. Ist's nicht schon fürchtbar, gegen einen Feind kämpfen zu müssen, dessen man nie und nirgends habhaft werden kann, der unversehens aus Dornengebüsch oder hoch aus dem Geäste die Kameraden niederknallt, oder sich nachts lagenartig leise und rasch in die Nähe des Lagers schleicht, oder hinter unerklärlichen Felsen lauert. . . . Dazu noch die fürchtbarsten Feinde: entsehlige Hige am Tage, erstarrende Kälte in den Nächten, qualender Hunger, peiniger Durst. Nirgends Wasser — es wären dem salzige Lachen! Und dann die Strapazen auf den Märchen durch stacheliges Dornengebüsch oder meilenweite öde Wüstenei. Kein Wegweiser als die brennende Sonne. Kein Laut menschlichen Lebens. Nur kreischende Geier in den Lüften und leckerde Schakale, die auf Beute warten. Und dann zum Ueberflus mordende Krankheiten: Fieber, Ruhr, Unterleibstypus, ja: „vorne im Leib den Typhus und hinten die Ruhr“. . . daß man den Verstand verliert. Und bei dem allem bloß die eine Tröstung, daß dies namenlos schreckliche Elend dort alle gleichmacht, Offiziere, Aerzte wie Soldaten, daß jeder „inwendig krank und voll von wirren Gefüchten“ ist. Aber man betrachte sich die, die nach Afrika hinlaufen, ein bißchen näher. Warum hatten sie diese Elendsiragödie, von der sie allerdings, so lange sie in der deutschen Heimat waren, nichts wußten, auf sich genommen? Die einen wurden von Ehrgeiz getrieben, weil sie hofften, in Afrika rasch Karriere zu machen. Andere spekulierten auf Geldgewinn aus der Kriegslöhnung; viele waren mitgegangen aus Lust an Abenteuern, oder, „um auf Reichslosten ein Stück der weiten Welt zu sehen“, oder aus Prahlucht, oder, weil sie daheim Schulden, Lumperei wenn nicht gar schwere Vergehen auf dem Kerbholz gehabt. Das betraf besonders jene, die einst Offiziere gewesen, nun gemeine Soldaten waren. Lauter latilinarische Existenzen! Hier auf afrikanischem Boden hofften sie durch heldische „Taten“ ihren defekten Ehrenhäut zu flicken, wieder zum Offiziersbegeh und zu einer ihrer vermeintlichen Bildung — die doch meistens nur trügerischer Schein und Schminke ist — angemessenen sozialen Position zu gelangen. Ehrliche Kerle sonst — aber doch Entgleiste, gerade gut genug, um von den Schwarzen niedergelacht zu werden. Was wollte man von den Eingeborenen? Hatten sie etwas getan? Allerdings, ein paar Blutsauger und Erzganner von deutscher Abstammung hatten sie totgeschlagen — sonst nichts. Und das war die Ursache des langwierigen Kolonialkrieges, der schon eine Milliarde Verschlingungen hat, noch eine zweite kosten wird, ohne daß das deutsche Volk — trotz Herrn Dernburgs rednerischer Beteuerungen im Reichstag und gleichnerisch-rechnerischer Jongleurstücke! — jemals den geringsten Nutzen haben wird. Waren die Schwarzen nicht Eigentümer des Landes? „Kinder“ — so läßt Frenssen einen alten Afrikaner sagen — „wie sollte es anders kommen? Sie waren Viehzüchter und Besizer, und wir waren dabei, sie zu Landlosen Arbeitern zu machen; da empörten sie sich. Sie taten dasselbe, was Norddeutschland 1813 tat. Das ist ihr Verweirungslampf.“ „Aber die Grausamkeit?“ sagte ein anderer. Aber der erste sagte gleichmütig: „Glaubst Du, daß es ohne Grausamkeit abginge, wenn bei uns das ganze Volk gegen fremde Unterdrücker aufstände? Und sind wir nicht grausam gegen sie?“ Aber es stand und steht so: Die Missionare predigen von Brudersliebe und sonst schönen Dingen, die nichts kosten; und die eingewanderten Farmer, alte Soldaten und Händler nehmen den Schwarzen Hab und Gut. Deutschland hat sich unsterblich blamiert. „Die Deutschen, meint ein alter Frachtfahrer, seien wohl brauchbare Soldaten und Farmer, aber von der Verwaltung der Kolonien verstanden sie nichts. Es wäre besser, wenn sie die Kolonien an die Engländer veräußerten“. Wir haben kein Recht, ein Volk zu vernichten, bloß weil es „keine Häuser gebaut und keine Brunnen gegraben“ hat, oder „weil wir die Edleren, Frischeren, Vorwärtsstrebenden“ sind. Aber wie läßt da Frenssen den Militärparrer zu den Schütztruppsern reden! „Ein Naturvolk habe sich gegen die

Obrigkeit erhoben, die Gott ihm gesetzt hätte; dazu habe es sich mit entsehrlichen Morden besetzt. Da hätte die Obrigkeit uns (den Soldaten) das Schwert in die Hand gegeben". . . Auch in diesem Milde erhöht Frenssen den Eindruck der Wahrheit. So spricht ein Pfaffe immer — wie viel mehr denn ein Militärpfaffe.

Es ist so viel des Nachdenklichen in dem Frenssens Buche. Ein Dichter hat es geschrieben, ein Dichter, der nichts als die nackte Wahrheit berichtet und doch eine reine künstlerische Wirkung erzielt. Man mag nun sagen, es sei — vom ästhetischen Gesichtspunkte aus — zu viel Jammer, Elend und Ungemach aufgehäuft, und es sei ein etwas monotoner „Feldzugsbericht“. Aber wie die Einförmigkeit durch das landschaftliche Kolorit belebt wird: wie hier die Soldaten gegen ein fürchtbares Schicksal ankämpfen, zu welchem die Beschaffenheit des Landes und die Verzweiflung der Eingeborenen die schärfsten Waffen liefern — das ist einzig. Frenssens Buch ist die schwerste Anklage gegen die preukische Abenteuer im Auslande, die je ein Schriftsteller in unseren Tagen erhoben hat! Aus diesem Grunde ist nicht recht ersichtlich, warum „Peter Moors Fahrt“ gerade von militärischen Federn als „patriotische Lektüre“ für die Soldaten empfohlen werden konnte. Sind denn wirklich all jene auchschriftstellernden alten „Kampfreiter“ — auch „Ezjellenzen“ figurieren dabei — so tief mit Dummheit und Blindheit geschlagen, daß sie wägten, Frenssens Buch sei Hurralektüre? Ganz gewiß: es ist ein patriotisches Werk! Aber nicht im Sinne dessen, was byzantinische Goldschreiber unter Patriotismus verstehen. Peter Moors „Feldzugsbericht“ ist eine patriotische Tat. Das Buch wird die Denkrägheit aus unzähligen Hirnen verjagen, Abscheu, Ekel und Empörung erwecken, die Abenteuerlust dämpfen und dem ganzen Volke die heisspiellose Lächerlichkeit der deutschen Weltmachtpolitik plastisch vor Augen halten. Darum ist zu wünschen, daß Frenssens Feldzugsbericht in aller Hände komme!

Kleines feuilleton.

Die neue Nationalgalerie. Die Nationalgalerie ist wieder eröffnet und präsentiert sich dem Besucher in einer so veränderten Gestalt, daß man glaubt, etwas ganz Neues zu sehen. Die Nationalgalerie war früher das Sorgen- und Spottkind. Talmi- und Epigonkunst hatte sich in die Räume gesüchtet, die der Gegenwart dienen sollten. Direktor Tschudi, der so energisch für die Anschaffung guter, moderner, ausländischer Bilder eintrat, der gleich bei seinem Amtsantritt die Galerie so gründlich reinigte von all den Soldatenbildern, der dann die unvergeßliche Jahrhundertausstellung zustande brachte, er hat nun den weiteren Schritt getan, nicht nur die Galerie zu säubern, sondern nach der Säuberung gutes, neues Material anzuschaffen. Das ist ein positives Verdienst. Man steht einer annähernd vollständigen, modernen Galerie gegenüber, die sichere Anschauungen gibt und wirklich in Auswahl einen Ueberblick über alle Bestrebungen der Kunst in der Gegenwart vermittelt.

Wie gut Tschudi sein Gebiet beherrscht, das zeigt auch die Anordnung. Das ist sein zweites Verdienst. Ausdialagebend war hierfür wie für die Ankäufe die Jahrhundertausstellung. Die Anordnung ist chronologisch und beginnt mit den oberen Sälen, so daß die neueste Periode in den Eintrittsälen zur Darstellung kommt, was auch insofern gut ist, als den Besucher gleich die besten Bilder unserer Gegenwart begriffen. Innerhalb des Ganzen sondern sich Einzelgruppen ab, die einzelnen Städte München, Berlin, Weimar, Wien usw., und besonders charakteristische Künstler erhalten Kabinette für sich.

Nur das Eine ist schade: daß diese kostbare Bildersammlung in einem so unvorteilhaften Baumerte zur Aufstellung kommen mußte. Die großen Säle sind zu groß; die kleinen zu klein. Es fehlt also der modernen Sammlung das moderne Haus.

Die chronologische Anordnung beginnt in der obersten Etage. Man tut also gut, gleich dort hinaufzugehen. Es seien nur die Neuerwerbungen hervorgehoben.

Der Vorjaal des zweiten Geschosses ist dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts gewidmet. Diese Periode war bisher spärlich vertreten. Wir sehen nun, daß speziell in der Bildnismalerei eine Reihe tüchtiger Kräfte tätig waren. Von Edlinger (1741 bis 1819) ein Bildnis, das als Charakterstudie eine Leistung, als Malerei gleichfalls bewundernswert ist. Etwas pedantischer ist Anton Gräff, der Berliner, doch gleichfalls ein Künstler. Durch eine eigentümlich weiche Art der Malerei und merkwürdige Farben (orange und grün) fällt der Wiener Füger (1751—1818) auf. Tischbein (1764—1850) hat ein Bild seiner Familie hier, das sich durch seine Lebendigkeit auszeichnet. Als Bildhauer hebt sich kraftvoll Lassaert heraus mit der Porträtbüste Biehens, die ungemein kräftig und breit handelt ist. Sein Schüler war Shadow (1764—1850), von dessen genauer, solider Einfachheit eine Vase Zeugnis ablegt. Eine Ueberraschung sind die kleinen Bronzen von Shadow, die in einer Vitrine zusammengestellt sind. Die anschließenden Säle werden das interessante Bild dieser Zeit vervollständigen und auch die Handzeichnungen enthalten.

Das Mittelgeschöß wird in dem einen großen Saal Cornelius und Nathel bringen; der andere Saal wird dem großen Bilde von

Menzel reserviert. Menzel gehören auch die beiden ersten Kabinette, die zu beiden Seiten den Umgang beginnen, so daß durch dieses Hervorheben die grundlegende Bedeutung dieses Malers sinnfällig hervortritt. Das linke Kabinett zeigt die prächtigen, kleinen Bilder des jungen Menzel, darunter das erst kürzlich entdeckte Bild „Fall auf eine Raube stoßend“, das so frei und lähn in den Bewegungen der Tiere ist, so malerisch in der Atmosphäre. Das gegenüberliegende Kabinett zeigt die größeren Bilder der späteren Zeit, das „Eisenwalzwerk“, das „Flötenkonzert“, die „Tafelrunde“.

Dann beginnt in den anschließenden Kabinetten die Aufeinanderfolge der einzelnen Kunstzentren Deutschlands; zeitlich befinden wir uns hier in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Für diese Zeit hatte gerade die Jahrhundertausstellung Aufklärung gebracht und wir spüren, wie diese Resultate hier nutzbar gemacht sind. Berlin, wo einige Bilder von Jacob, Berliner Straßen, überraschen, dann das sonnige, ländliche Fest von Scheurenborg, ein besonderes Kabinett Alt-Berlin, dem eine interessante Blechen-Kollektion folgt, jenes Malers, dessen Vielseitigkeit und Eigenart auf der Jahrhundertausstellung erst entdeckt wurde; Wien, wo besonders ein prachtvolles Kinderbild von Steinle fesselt, der Landschaftler Waldmüller (auch eine Entdeckung der Jahrhundertausstellung), Schwind; München, vor allem Spitzwegs seiner „Badstrand von Dieppe“; dann Dresden mit dem neuentdeckten phantastischen Friedrich, dem grotesken Mohn, dem feinen Rayski, dessen Knabenporträt mit den grauen Tönen, dem blonden Kolorit an Hals denken läßt. Dann kommen die Düsseldorfser, die Weimaraner, unter ihnen das eigenartige Talent Hausmann, der seine Landschaftler Buchholz. Gerade diese Kabinette sind durchweg neuarbeitet und die Galerie ist dadurch unendlich bereichert. Im Treppenhaus sehen wir einen feinen Alt von Lewin-Funde, ein Mädchen, das aus einem Duell trinkt, sehr leicht und grazios. Die Löwin von Gaul steht an der Treppe. Das Erdgeschöß gehört der Gegenwart. Zuerst Böcklin, dessen „Frühlingslandschaft“ herrlich hervorleuchtet. Dann kommt ein Kabinett, das Feuerbach und Marées, die beiden großen Verkannten, bringt. Von Marées besaß die Galerie früher kein einziges Bild, nun hängen hier gleich fünf interessante Werke, die das geniale Streben dieses so wenig gefamten Künstlers, der zu einer monumentalen Farbigeit hinfreie, sehr gut illustrieren. Von Feuerbach ist das wundervolle, in vornehmen grauen Tönen schwebende Porträt seiner Stiefmutter am überraschendsten. Dann kommt ein Münchener Saal mit Lenbach und Uhde, vor allem der Uhde, ein armes Mädchen in einfacher, grauer Kleidung vor einer grauen Tür, aus der Frühzeit des Malers, überrascht; unter einer prächtigen, einfachgroßen Landschaft, die man als Thoma anspricht, steht der Name Desregger.

Es folgen Diebl, Trübner, Thoma, Schuch, Leibis Bäuerinnen, ein prachtvoll lebendiges, malerisches Werk, prunlend in den Farben und doch ganz bornehm und zurückhaltend in der Wirkung; breite, charaktervolle Stilleben von Schuch; Porträts von Trübner und Landschaften von Thoma. Dann folgt als Abschluß das Liebermann-Kabinett, das neben älteren, schon bekannten Stücken eine neue Arbeit zeigt aus der jüngsten Zeit, eine Wiesenlandschaft in hellstem, zartestem Schmelz der Farben, überaus erfrischend, eine köstliche Erquickung für das Auge. Eine großzügige Grunewaldlandschaft von Leistikow, ein feines Bildchen von Panfoll fallen hier noch auf.

Die Plastik zeigt noch den alten Charakter. Hier wird die säubernde Kritik noch viel ausmerzen müssen. Umfomehr überrascht die feine Sammlung von Kleinbronzen, die prächtige Arbeiten von Gaul, Bügel, Gehger zeigt.

Ernst Schur.

Notizen.

— Im neuen Schauspielhause wurde Görners nicht mehr junges, aber immer noch frisches Weihnachtsmärchen „Aschenbrödel“ in „glänzender Ausstattung“ und guter Aufführung ins Repertoire aufgenommen. Zu schauen und zu bewundern gab's da vieles, auch die Künste des Balletts fehlten nicht. Nur fragt sich, ob gerade dies Schaugepränge das ist, was dem Kinde nottut.

— Die Berliner Sezession hatte Donnerstag zur Vereinfachung ihrer Schwarz-Weiß-Ausstellung geladen. Ob es vorteilhaft ist, die Ausstellung in einem Kunstsalon zu veranstalten und nicht im eigenen Gebäude, bleibe dahingestellt. Es will überhaupt scheinen, als sei die Sezession nicht rährig genug. Außer den Auerkannten gibt es nun doch wieder ein jüngeres Geschlecht! Sollen die Jüngeren nun wieder eine neue Sezession aufmachen? In München hat man dafür die Institution der Frühjahrsausstellung, wo die Jungen zum Wort kommen. Jedenfalls würdiger Schwarz-Weiß-Ausstellung viel von ihrem bedeutungsvollen Charakter genommen, wenn man sie nicht für würdig erachtet, im eigenen Gebäude Unterkunft zu finden. Und doch wäre eine umfassende Ausstellung moderner Graphik eine Leistung gewesen, die von sich hätte reden machen. Nicht nur in Berlin, sondern auch außerhalb.

Hat man sich jedoch erst mit dieser Einschränkung abgefunden, so erfreut wiederum diese intime Darbietung. Was das gute ist: es hebt sich die Beobachtung immer mehr heraus, daß es nicht auf die Richtung, sondern auf die Persönlichkeit ankommt. Manche, die sich die moderne Manier des Strichs angeeignet haben, versagen. Von diesen Persönlichkeiten soll dann noch die Rede sein.